

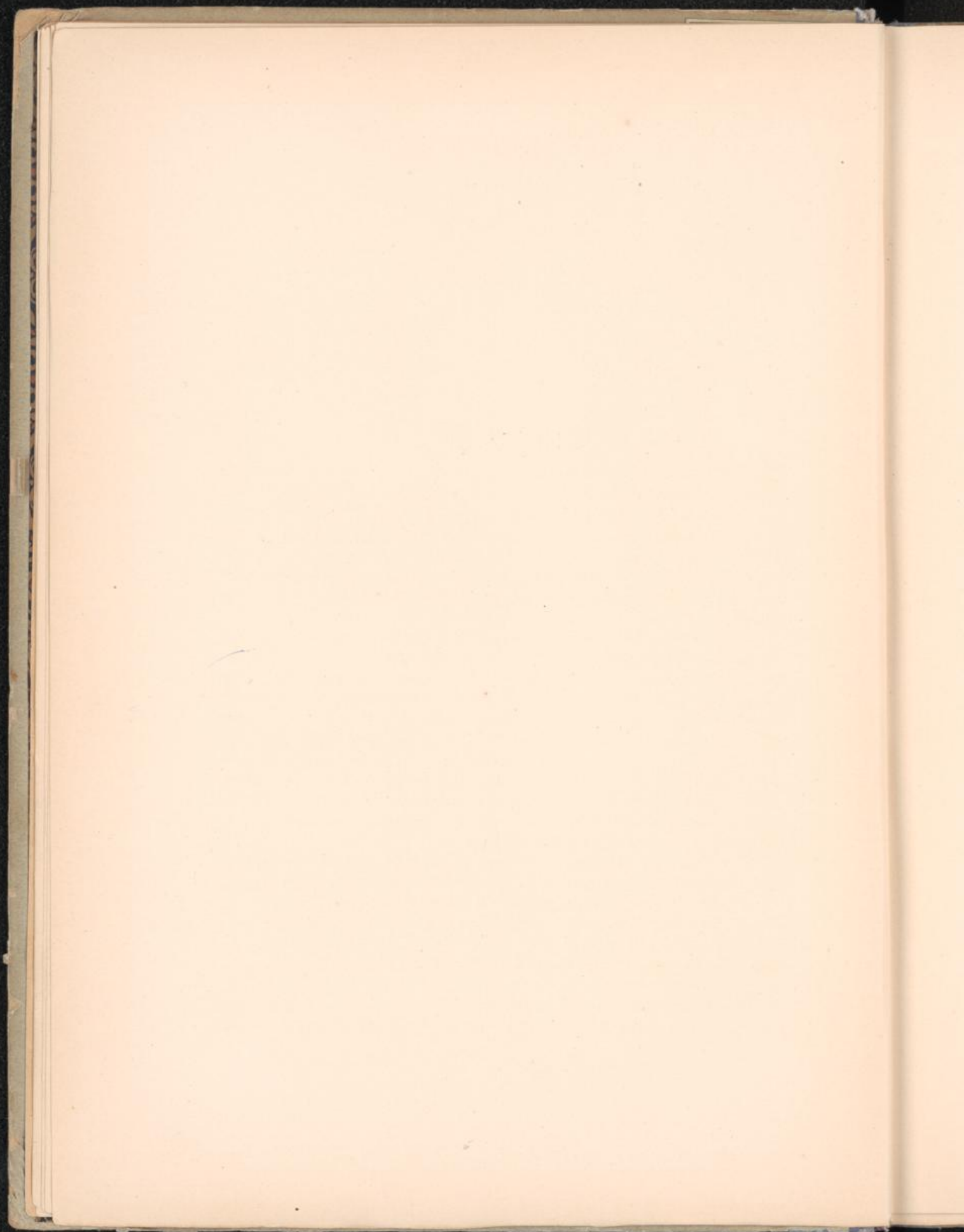
Einleitung.

— — Dies ist die Kunst,
Die die Natur verbessert, mind'stens ändert;
Doch diese Kunst ist selbst Natur.

Shakespeare, Wintermärchen.

Die Kunst des Gärtners soll, wie alle Kunst, durch
den vollendeten Schein die Täuschung höherer Wirklichkeit
hervorrufen und so sich selbst wieder in die ideale Natur
überführen.

211



Die Rheinlande, die ältesten Kulturstätten unseres Vaterlandes, tragen auch die ältesten urkundlichen Spuren der Gartenkunst. Schon im III. Jahrhundert n. Chr. wurde durch Kaiser Probus die Rebe in Germanien gepflanzt. Ihre weitgreifende Ausbreitung auf den Hügeln des Moselufers besingt Ausonius (350—400) in seinem Gedichte „Mosella“. Man darf wol annehmen, daß den Palästen und reichgeschmückten Villen der kaiserlichen Residenz Trier die römische Gartenzierde nicht fehlte. Seit frühester Zeit (328) wirkte bereits in diesem kleinen Abbilde des mächtigen Roms ein bischöflicher Sitz als Ausgangspunkt transalpinischer Gesittung und Bildung.

Vor allen waren es die geistlichen Häuser, die in den nachfolgenden verwilderten Jahrhunderten jene altrömischen Überlieferungen der Gärtnerei sorgsam pflegten. Gleichzeitig preißt das Nibelungenlied Chriemhildens „herrlichen“ Rosengarten bei Worms; ein Zeugnis aus dem V. Jahrhundert. Von der Gartenlust der Benediktiner berichtet die Geschichte der berühmten Abteien Reichenau und Saint Gallen. Ein noch erhaltener Bauplan des letzteren mächtigen Klosters zeigt uns sogar die Lage und Ausdehnung seiner Pflanzungen. Die gelehrten Söhne des h. Benedikt waren auch die technischen Gehilfen Karls des Großen bei Abfassung der berühmten Verordnung, im Capitulare de Villis, über Anlage und Betrieb der Gärtnerei auf den kaiserlichen Residenzen und Landgütern. Die Überbleibsel des alten Kaiserpalastes zu Ingelheim bieten uns willkommenen Anlaß, das Bild des rheinischen Gartens aus jenen altersgrauen aber unvergessenen Tagen wieder zu beleben.

Nachdem mit dem großen Kaiser auch seine große Zeit rasch wieder versunken war, ohne daß die nachfolgenden Geschlechter daraus eine reife Frucht fortschreitender Kultur gewonnen hatten, wissen wir für mehrere Jahrhunderte von deutscher Gärtnerei wenig mehr, als daß in den Klöstern Obst Gemüse und Arzneipflanzen gepflegt, auch wol daß städtische Hausgärtchen und ländliche Burggärtchen gehegt wurden. Im inneren Zwinger, in der Nähe der Frauenkemenate bestand ein von Mauern umschlossener Baumgarten, in welchem man „lichte Blumen und Gras“ erschaute.

Von alle dem berichtet die Chronik, noch mehr die altdeutsche Dichtung. Ortliche Spuren jedoch jener — wol niemals bedeutenden — Anlagen sind uns nicht erhalten. War doch dem

ganzen Mittelalter die Natur wie verhüllt; erst im XV. Jahrhundert wurde sie — zunächst in der Malerei — wieder entdeckt. Um die Zeit des Beginns der reformatorischen Kirchenbewegung enthielten berühmte Gärten: der pfalzgräfliche zu Zweibrücken und der bischöfliche zu Speier, wesentlich Sammlungen solcher Pflanzen die mit Heilzwecken und Aberglauben zusammenhängen. Ihre Vorsteher: Tragus (Bock) und Tabernaemontanus (Theodor von Bergzabern) waren angesehene Ärzte. Erst gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts gelangte dann aus Italien, wo in der Periode der Renaissance die planmäßige Kunst der Ziergärtnerei auf altrömischer Grundlage neu erwacht war, in die rheinischen Gärten die Wiedererweckung zu höherer ästhetischer Entwicklung. Aus dieser Periode des plastisch-architektonischen „italienischen Gartensils“, als dessen wesentlichste Mittel hohe Terrassen mit breiten Treppentritten und mannigfache Wasserkünste sich darstellen, ist eine wolterhaltene Ruine auf die Gegenwart überkommen: der Schloßgarten zu Heidelberg (1620). Die Mehrzahl erlag, mit Land und Leuten, den Verwüstungen des dreißigjährigen Kriegeaelends. Während der Regierung Ludwigs XIV. verschob sich, in der zweiten Hälfte jenes Säkulums, der Mittelpunkt politischer Macht und höfischer Bildung nach Frankreich. Dort erweiterte sich der liebliche und kunstreiche — in seiner späteren Ausartung allerdings vielfach kleinlich gekünstelte — Garten der Renaissance zum streng großartigen Hofgarten des Rococo.

Der geniale Garten-Baumeister Le Nötre schuf in Versailles und Marly gewaltige Laubstädte mit breiten Straßen und engen Gassen die sternförmig auf freie Plätze führten; daneben offene Hallen, Heekentheater, architektonische Wasserkunstwerke und langgestreckte, gradlinig eingeeengte Ausblicke über offene Wiesenflächen in scheinbar ungemessenen Fernen.

Die Rheinlande bieten uns aus der Zeit dieses „altfranzösischen Stils“ verschiedene bedeutende noch lebensfrische Anlagen. Als deren großartigste möge hier Schwetzingen vorangestellt werden. Indessen erreichten in Deutschland die Gärten des Rococo, wie die früheren der Renaissance, niemals die Höhe ihrer Vorbilder in der Heimat. Es fehlte die Großartigkeit der terrassierten Projektion und die künstlerische Fülle der Bestandteile. Sie verhielten sich mehr oder weniger wie die kleinfürslichen Höfchen, neben denen sie entstanden, zum europäischen Centralhofe des „Roi Soleil“. Auch hielt sich jene französisch-deutsche Gartenkunst nicht frei von den Einwirkungen der zopfigen Nüchternheit, die den „holländischen Gartenstil“ der absoluten, meistens wasserbegrenzten Ebene kennzeichnen.

Als bedeutendes Beispiel dieser Mischart ist der Schloßgarten zu Herrenhausen bei Hannover erhalten, angelegt um 1700 von Charbonnier, einem Schüler Le Nötres.

So konnte es geschehen daß eine abermalige neue Ära der Gartenkunst, die mit dem Beginne der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in England aufgegangen war: der „freie oder natürliche Gartenstil“, sich in Deutschland, etwa vom Jahre 1780 an, rasch Bahn brach. Diese, an die Namen: Kent und Brown geknüppte Schule ließ im wesentlichen nur die Bilder der natürlichen englischen Landschaft gelten und strebte, sie malerisch zu veredeln oder nachzuahmen.

Für diese Auffassung haben wir einen klassischen Ausdruck in den „Wahlverwandtschaften“, deren romanhafte Gartenanlagen in Goethes wirklichen Parkdichtungen längs der Ilm, südlich von Weimar (von 1778 an) ihr lebendiges Vorbild hatten: „Niemand glaubt sich in einem Garten behaglich, der nicht einem freien Lande ähnlich sieht; an

Kunst an Zwang soll nichts erinnern; wir wollen völlig frei und unbedingt Athem schöpfen.“

Die neue Zeit strebte nach unmittelbarer und origineller Anschauung der gesunden Natur. Bald jedoch suchte man ihre Einfachheit, die sich oft bis zur Einförmigkeit des elegischen Idylls steigerte, durch Hilfsmittel aus der chinesischen Gärtnerei: Brücken, Schluchten, phantastische Gebäude, zu beleben. Kent hatte die kaiserlichen Gärten zu Peking besucht gehabt. Zur Nachahmung dieses bizarren Mikrokosmos, mit Überraschungen und Kontrasten, gesellten sich bald die fremden Formen und Farben der amerikanischen Bäume. Auch hiefür lieferten uns die späteren Anlagen, durch welche Schwezingen (um 1780) vergrößert wurde, vorzügliche Muster. Heftig wogte in der Literatur jenes Zeitalters der Kampf zwischen den Anhängern der alten und der neuen Gartenkunst; zwischen den „Konservativen“ und „Fortschrittlichen“, den „Klassikern“ und „Romantikern“. Auch an Ausartungen fehlte es nicht, wie bei jeder reformatorischen Bewegung. So wollte der bekannte Reisende und Professor Hirschfeld, in seiner bündereichen „Theorie der Gartenkunst“, den Garten zu einer Anstalt für Erwirkung von Seelen- und Gemütsbewegungen machen, durch Erregung rasch wechselnder und scharf entgegengesetzter Empfindungen. Als einer der hervorragenden Vertreter des alten „Ebenmaßes“ möge hier Johann Mayer genannt werden, der Leiter des berühmten Residenzgartens zu Würzburg. Er beschrieb diese großartige, noch heute in ihren Grundzügen erhaltene Anlage in seinem Prachtwerke: *Pomona franconica* (1776—1801). In einem besonderen Kapitel bringt der Verfasser Betrachtungen über die beiden, anscheinend so unversöhnlich entgegengesetzten Stile; er schließt jedoch mit einer Vorherhersagung die der unbefangenen Weite seines Blickes alle Ehre macht. „Jede der Stylarten hat ihre Schönheiten und auch ihre Fehler. Bei der alten herrscht zu viel Kunst, zu viel Einförmigkeit. Die neuere übertritt das Natürliche und fällt in's Seltsame.“ (Es ist hierbei auch an Browns künstliche Verwilderungen zu erinnern, die sich selbst bis zu Pflanzungen von Brennessel-Gruppen verstiegen.) „Durch eine sinnreiche Vereinigung beider Arten würde eine dritte, ohne Zweifel in jeder Betrachtung ebenso vortreffliche Gartenmanier entstehen können, als man der Verbindung der italienischen und französischen Tonkunst zu verdanken hat. — — Noch scheint aber der Zeitpunkt dieser Vereinigung nicht vorhanden zu sein, da die Gemüther der Verehrer beider Arten noch in der ersten Wallung stehen und noch zu viel Hitze unter beiden Parteien herrscht.“ —

Vielleicht gedachte dieser einsichtige Mann, als er die vorstehenden Worte schrieb, der goldenen Parabel von den drei Ringen: „Der rechte Ring vermutlich ging verloren,“ — mit dem Verluste des Ur- und Mustergartens: des Paradieses. So „strebe von Euch jeder um die Wette, die Kraft des Steins an seinem Ring an Tag zu legen.“ —

Einstweilen fielen der fortschrittlichen, revolutionären „Wallung“ und „Hitze“ die bedeutendsten Denkmale des ältern symmetrischen Stils zum Opfer, bis auf wenige. Sie wurden durch die Jünger der naturgemäßen Schule „umgearbeitet“. Die noch vorhandenen verdanken ihr Dasein meistens dem günstigen Umstande, daß der Schatten der Vereinsamung sie schützend deckte, wie den Park des schlafenden Dornröschens. Aber noch heute durchweht auch diese Gartengreise der reizvolle Hauch des jährlich wiederkehrenden jugendfrischen Lebens.

Die von Johann Mayer prophezeite Vereinigung beider feindlicher Schulen vollzog um den Anfang dieses Jahrhunderts, in England Humphrey Repton, der Vater der jetzigen

„Landschaftsgärtnerei“. Er stellte das Prinzip der „Schönheit“ dem des „Effektes“ entgegen. Einer seiner bedeutendsten Schüler auf unserem Gebiete war Ludwig von Stell. Sein größtes Werk am Rheine ist der Schloßgarten von Wiebich.

Dem Lehrer Repton geistig verwandt, jedoch unendlich genialer, war der Mann auf dessen Schultern unsere gesamte neueste deutsche Großgärtnerei steht: Fürst Hermann Pückler—Muskau, einer der ersten Gartenkünstler und ausführenden Gärtner aller Zeiten. Er entwickelte aus dem modernen englischen Parke die jetzige deutsche „Landschaftsgärtnerei“, welche die jeweilige „örtliche“ Landschaft zu idealisieren strebt, anstatt die „englische“ nachzuahmen. Noch heute wirken seine Lehren fort, und alle bedeutenden Schöpfungen, denen wir auf unserem Wege begegnen werden, predigen die Grundsätze und Regeln die Fürst Pückler in seinen Schöpfungen wie in seinen Schriften festgelegt hat.

Als einen seiner hervorragenden Nachfolger aus der Mitte unsers Jahrhunderts haben wir Peter Joseph Lenné zu nennen, dem die Günst des Schicksals im Tiergarten zu Berlin und in den königlichen Gärten von Potsdam ein weites dankbares Feld zu schaffender Thätigkeit gewährte.

Der alte Streit: welcher Linie im Garten die Herrschaft gebühre? ob der graden oder gekrümmten? ist heutzutage längst verstummt. In den ausgezeichneten modernen Anlagen: „Parkgärten“, die wir durchwandern werden, finden wir die gebietende Terrasse und die streng geometrische Figur der Renaissance mit der graden großartigen Linie des Rococo und der natürlich geschwungenen des „englischen Gartens“ harmonisch vereinigt. So entspricht der heutige Gartenstil unserer freieren universelleren Bildung und Sitte ebenso, wie jene alten Gärten den entsprechenden Ausdruck des Gebrauchs-Bedürfnisses und des Schönheits-Ideals derjenigen Menschengeschlechter wiedergaben die sie schufen und sich in ihnen erfreuten. Denn ein jedes Zeitalter stellt im Grunde an den Garten immer die gleichen Ansprüche: das Heim, die Wohnstätte durch Verschönerung der häuslichen Umgebung dem verschärzten paradiesischen Zustande wiederum zu nähern, den der gebildete Mensch — Groß und Klein — in der Vereinigung von Ruhe Naturgenuß Geselligkeit und Arbeit, in freier Luft aber im festgechränkten eingeparkten (gepferchten) Raume, zu finden glaubt; seine reinste Freude, weil selbstgeschaffen und zu unausgesetztem Schaffen anregend; seine heilsamste Thätigkeit, denn sie verjüngt Leib und Seele in gesundem Selbstgenügen. So bezeugt sich der Garten nicht bloß als ein unterhaltendes Spiel, als eine mehr oder weniger leidenschaftliche Liebhaberei der Wohlhabenden, eine Beschäftigung der Unbeschäftigten; er erweist sich vielmehr als ein edler und für die menschliche Gesittung fruchtbarer Zweig der bildenden Künste.

Wir Neueren nun zerlegen das jetzt geeinte Reich des Gartenkünstlers in unterschiedliche, friedlich nebeneinander liegende und sich gegenseitig ergänzende Provinzen:

die Blumen- und Ziergärtnerei, die auf kleiner Fläche den Pflanzen-Individuen, vor allen den edlen und zarten, die botanischen Bedingungen höchsten Gedeihens im Kampfe ums Dasein gewährt, alsdann sie plastisch und malerisch zum Schmucke des gleichsam erweiterten Wohnhauses verwertet;

die Parkgärtnerei, welche den durch malerische Wirkung der Form des Einzelbaums und der Färbung der Gruppe idealisierten Wald an das Wohnhaus heranzführt;

die Landschaftsgärtnerei, die ihren Rohstoff, die gegebene natürliche Landschaft, durch Formung und Veredlung der vorhandenen Massen künstlerisch gestaltet.

Daneben führt noch die Nutzgärtnerei im Küchen- und Obstgarten ein bescheidenes Dasein, meistens in stiller Verborgenheit, insoweit nicht die edle Obstzucht, durch hohe künstlerische und wissenschaftliche Vollendung in Anlage Betrieb und Leistung, sich zu gleichem Range erhebt wie die rein ästhetischen Zweige der hochgelobten Gartenkunst.

Von allen jenen Gestaltungen finden wir den Rhein entlang, zwischen Mosel und Bodensee, eine reiche Fülle ausgezeichneter Muster. Sie insgesamt dem günstigen Leser vorzuführen unterlagte der diesen Schilderungen zugemessene Raum. Sollte ich richtig gewählt und das Gewählte, seinem Wesen und Verdienste nach, einigermaßen treu und anschaulich dargestellt haben, so gebührt um so mehr mein aufrichtiger Dank den Eigentümern und Vorstehern der geschilderten Anlagen. Denn dieser Fachmänner lebenswürdige Beihilfe hat mich überall mit Rat und That wirksam unterstützt und den Bemühungen des Laien allzu herbe Irrtümer ferngehalten.



